

Benedict Schubert
Predigttext: Jeremia 23, 16–29

Himmelsdonnerwetter

16 So spricht der HERR Zebaoth: Hört nicht auf die Worte der Propheten, die euch weissagen! Sie betrügen euch; denn sie verkünden euch Gesichte aus ihrem Herzen und nicht aus dem Mund des HERRN. 17 Sie sagen denen, die des HERRN Wort verachten: Es wird euch wohlgehen –, und allen, die nach ihrem verstockten Herzen wandeln, sagen sie: Es wird kein Unheil über euch kommen. 18 Aber wer hat im Rat des HERRN gestanden, dass er sein Wort gesehen und gehört hätte? Wer hat sein Wort vernommen und gehört? 19 Siehe, es wird ein Wetter des HERRN kommen voll Grimm und ein schreckliches Ungewitter auf den Kopf der Gottlosen niedergehen. 20 Und des HERRN Zorn wird nicht ablassen, bis er tue und ausrichte, was er im Sinn hat; zur letzten Zeit werdet ihr es klar erkennen.

21 Ich sandte die Propheten nicht und doch laufen sie; ich redete nicht zu ihnen und doch weissagen sie. 22 Denn wenn sie in meinem Rat gestanden hätten, so hätten sie meine Worte meinem Volk gepredigt, um es von seinem bösen Wandel und von seinem bösen Tun zu bekehren.

23 Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der HERR, und nicht auch ein Gott, der ferne ist? 24 Meinst du, dass sich jemand so heimlich verbergen könne, dass ich ihn nicht sehe?, spricht der HERR. Bin ich es nicht, der Himmel und Erde erfüllt?, spricht der HERR.

*25 Ich höre es wohl, was die Propheten reden, die Lüge weissagen in meinem Namen und sprechen: Mir hat geträumt, mir hat geträumt. 26 Wann wollen doch die Propheten aufhören, die Lüge weissagen und ihres Herzens Trug weissagen 27 und wollen, dass mein Volk meinen Namen vergesse über ihren Träumen, die einer dem andern erzählt, wie auch ihre Väter meinen Namen vergassen über dem Baal? 28 Ein Prophet, der Träume hat, der erzähle Träume; wer aber mein Wort hat, der predige mein Wort recht. Wie reimen sich Stroh und Weizen zusammen?, spricht der HERR. **29 Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der HERR, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeisst?***

JEREMIA 23

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

nach einem kurzen, intensiven, pathetischen und tragischen Leben starb Georg Trakl im November 1914 im Alter von nur 27 Jahren an einer Überdosis Kokain. Man weiss nicht, wie bewusst er – er war immerhin Pharmazeut – zu viel von der Droge eingenommen hatte. Und falls ja, welchen Anteil dabei der Liebeskummer um seine Schwester oder die Schrecken des Kriegs hatten, die er in einem Lazarett auf fürchterliche Weise miterleben musste.

Trakl gilt als einer der bedeutendsten österreichischen Lyriker des 20. Jahrhunderts. Schon mit 21 Jahren veröffentlichte er erste Gedichte. In einem fünf Jahre später, 1913, veröffentlichten Band findet sich dieses:

Der Gewitterabend

O die roten Abendstunden!
Flimmernd schwankt am offenen Fenster
Weinlaub wirr ins Blau gewunden,
Drinne nisten Angstgespenster.

Staub tanzt im Gestank der Gossen.
Klirrend stößt der Wind in Scheiben.
Einen Zug von wilden Rossen
Blitze grelle Wolken treiben,

Laut zerspringt der Weiherspiegel.
Möven schrein am Fensterrahmen.
Feuerreiter sprengt vom Hügel
Und zerschellt im Tann zu Flammen.

Kranke kreischen im Spitale.
Bläulich schwirrt der Nacht Gefieder.
Glitzernd braust mit einem Male
Regen auf die Dächer nieder.

Auch wenn Trakls Formulierungen schon wieder hundert Jahre alt sind, höre ich darin ein zeitgenössisches Echo auf den gewaltigen Text aus dem Jeremiabuch. Der „Gewitterabend“ holt den Schrecken näher heran, der uns aus den Versen des Propheten entgegenkommt. Wie passend, dass nun auch noch in der Woche auf diesen Sonntag hin ein solches Unwetter über unsere Stadt und unser Land zog!

Ich hab das Gewitter von Donnerstag nicht miterlebt, aber ich habe mir erzählen lassen, wie es getobt hat: wie zuerst der Druck lähmend auf einem lastet, wie er die Bewegungen verlangsamt und den Atem beengt. Und ich kann mir das Blitzen und Donnern, das Krachen und Prasseln vorstellen, wenn es dann anfängt zu wüten – und wie das alles die Trakl'schen „Angstgespenster“ wachruft und sie schleichen sich an, nisten sich ein, machen sich breit. Und Du hoffst bloss, dass es vorübergeht und Dich nicht trifft.

Du kannst es Dir gar nicht heftig genug ausmalen, wenn wir davon lesen, *dass ein Wetter des Herrn voll Grimm kommen wird und ein schreckliches Unwetter auf den Kopf der Gottlosen niedergehen* (19). Ein Wort, das *wie ein Feuer* ist, und *wie ein Hammer, der Felsen zerschmeisst*, lässt sich nicht in trauter Beschaulichkeit anhören und in theologischer Gedankenspielerei abmildern. Nein, Du duckst Dich lieber weg und schaust, ob Du irgendwo einen Unterstand findest, einen Blitzableiter und ein Dach gegen den brausenden Regen.

Und wenn der Gewittersturm vorüber ist, sind Wege überschwemmt, Felder verwüstet, Ernten zerstört. Und wir klammern uns an die optimistische Deutung des Unwetters als „reinigendes Gewitter“.

Nein, Jeremia war nicht zu beneiden für das, was er dem Volk Gottes auszurichten hatte. Über weite Strecken sind seine Texte die Ansage davon, dass Unheil droht und kommt als Strafe des Ewigen. Gewiss sind am Ende des Buchs noch ein paar Worte davon zu lesen, dass Gott schliesslich einen neuen Bund des Friedens aufrichten werde. Doch bis dahin dauert es Generationen. Und zuerst muss sich das Unwetter bis zum bitteren Ende austoben.

Alle die, denen das Leid tut, die nicht glauben wollen, dass Gott dem Schrecken seinen verheerenden Lauf lässt, denunziert der Prophet als Betrüger. Sie verkünden *Gesichte aus dem Herzen und nicht aus dem Mund des Herrn*. Bitte stellt Euch diese Herzen nicht als korrupte Herzen vor, sondern als freundliche, versöhnliche, seelsorgerliche. Es sind die Herzen von Männern und vielleicht auch der einen oder anderen Frau, die daran festhalten, dass vom Ewigen gesagt wird, er sei ein Gott des Friedens. Sie wollen das, was geschieht, nicht als ausweglosen Niedergang ins Elend sehen. Sie nehmen all ihren Glaubensmut zusammen und behaupten trotzig, der Retter werde retten, der Befreier werde befreien.

Und dies liessen sich die Menschen gewiss lieber sagen als das, was Jeremia dagegen hielt – die finstere Auskunft, Gott sei auf Distanz gegangen:

Bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der HERR, und nicht auch ein Gott, der ferne ist?

Wer will das hören? Die Zeitgenossen von Jeremia wohl nicht. Und wir vermutlich auch nicht – ich jedenfalls bin nicht erpicht darauf, dass mir jemand das an den Kopf wirft. Darf und soll ich nicht im Gegenteil hören und verkündigen, dass Gott uns in Jesus Christus nahe ist?

Wie ein Gewitter kommt der Text über uns. Diejenigen, denen Jeremia dieses Wort verkündigte, wussten, wovon er sprach. Sie standen im Regen, Blitz und Donner tobten um sie her. Sie mussten sich sagen lassen, dass das nicht nur blindes Geschick war, sondern dass sie für die eigene Misere mit verantwortlich waren durch ihre treulose Bündnispolitik, ihren hohl gewordenen Kultus, ihre harmlose Theologie, in der Gott nicht mehr Gott war, sondern nur noch ein Faktor in ihren Kalkulationen.

Der eine oder die andere von Euch hat vielleicht unmittelbar anknüpfen können mit einer eigenen Erfahrung, die jener vergleichbar ist, die das Volk Gottes machte. Es ist denkbar, dass in Deiner persönlichen Geschichte so ein Unwetter durchgezogen ist oder jetzt gerade durchzieht – und Du bist insgeheim froh, wenn niemand betulich davon redet, dass nach dem Regen die Sonne wieder scheint. Eher findest Du herausfordernden Trost in der prophetischen Auskunft, dass solch ein Gewittersturm zur Geschichte Gottes gehören kann.

Und was für die Geschichte von einzelnen oder Familien gilt, kann ich mir auch von ganzen Völkern vorstellen. Es gab wohl in der jüngeren Geschichte Zeiten und Orte, in denen unser Text von beklemmend direkter Aktualität war. Georg Trakl ist schon bald nach Kriegsbeginn aus dem Leben geschieden. Ich weiss nicht, ob und wie Prediger in Deutschland oder Österreich im Jahr 1917 über diesen Text gepredigt haben oder im Jahr 1944. Ich weiss nicht, ob der Text in den 1990er Jahren in Gemeinden auf dem Balkan gelesen wurde, oder wie er heute zu Christinnen und Christen im Osten des Kongo spricht.

Ich weiss es nicht – weil es einer der Texte ist, bei denen es sehr heikel ist, wenn wir sie für andere lesen. Ebenso problematisch ist es, wenn wir seiner urtümlichen Gewalt zu entkommen versuchen, indem wir anfangen darüber zu debattieren, in welchen Zusammenhängen es wohl angemessen und notwendig sei, vom Zorn Gottes zu reden. Natürlich kommt mir einiges in den Sinn, von dem ich mir vorstellen kann, dass wir damit heftige Unwetter auch über unser Land oder über unsere Kirche heraufbeschwören. Und ich würde manchmal gerne das Wort Gottes wie einen Hammer

schwingen, um, wenn schon nicht Felsen von Ignoranz und Vorurteilen, dann wenigstens ein paar Bretter vor Köpfen zu zerschmettern. Doch so wenig ich über meine rosigen Träume predigen soll, so wenig soll ich meine Albträume als Gottes Wahrheit ausgeben. Und ob mein Herz eingeschüchtert, erbost oder leise narkotisiert ist, spielt keine Rolle: ich darf als Prediger nicht Gesichte aus meinem Herzen verkündigen, sondern ich soll suchen und hören auf das, was aus dem Mund des Ewigen kommt.

Wir stehen nicht damals in Jerusalem und müssen uns fragen, ob eher Jeremia Recht hat oder die anderen, die im Namen Gottes weissagen. Das ist ja entschieden. Wir sind als christliche Gemeinde zusammengekommen, um den alten Text zu hören. Das können wir nicht tun und dabei Paulus vergessen, im Gegenteil. Während das Textgewitter Jeremias sich über uns entlädt, lassen wir uns von ihm Christus vor Augen malen, und zwar den Gekreuzigten (Gal 3,1). Im Donnerrollen, das durch Jeremias Worte rollt, höre ich den Donner, der krachend einschlug, als Jesus auf Golgatha das Haupt neigte und starb. Und wo und weil er sterbend fragt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“, gewinnt das Wort von der Ferne Gottes gleichzeitig an bodenloser Tiefe – und es wird aufgehoben.

Vom Karfreitagsunwetter her darf ich Jeremia widersprechen. Ich darf nicht versprechen, es blieben uns heftige Unwetter erspart. Ich darf nicht so tun, als liesse Gott nicht hin und wieder dem Verderben den Lauf, das wir selbst mit in Gang gesetzt haben. Doch wenn Angstgespenster nisten, wenn Kranke im Spital schreien, wenn der Weiherspiegel laut zerspringt, wenn Gott sich manchen Zeiten als der Ferne zu zeigen scheint, halten wir wegen Karfreitag und Ostern daran fest: der Ferne ist uns in Christus gleichzeitig nah und auf ewig verbündet. Zu unserem Glück und Heil.